

3. Oldenburger Frauenmahl zum Reformationstag 2016

Lambertus-Saal als festlicher Raum für ein rundum gelungenes Frauenmahl

Festlich gedeckte Tische im Lambertus-Saal der Ev. Lamberti-Kirche in Oldenburg vermittelten ein einladendes Bild und Wohlgefühl. Jede Frau wurde an der Eingangstür willkommen geheißen und an einen der Tische gebeten, an denen jeweils acht Frauen Platz fanden.

Zu diesem Oldenburger Frauenmahl hatten Dr. Andrea Schrimm-Heins, Frauenbildungsreferentin der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, und Gabriele Rüschtillmanns, Gleichstellungsbeauftragte der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, bereits zum dritten Mal eingeladen.



Die Veranstalterinnen des Frauenmahls 2016: Dr. Andrea Schrimm-Heins (links) und Gabriele Rüschtillmanns, Foto: Bärbel Romey

Das Frauenmahl war wieder eine gelungene Mischung aus leckeren Speisen, musikalischen Einlagen, dem intensiven Austausch an den einzelnen Tischen sowie dem Kennzeichen dieses Abends: den kurzen engagierten Tischreden der sieben Rednerinnen. Der Einladung waren sieben prominente Frauen aus Kirche, Wissenschaft, Journalismus und Gesellschaft gerne gefolgt.

Nach der Begrüßung folgte die Einleitung der Veranstalterinnen in das diesjährige Thema: „Die Reformation und die Eine Welt – Vom Sichtbarwerden der bedingungslosen Liebe Gottes.“

Die zentrale reformatorische Erkenntnis sei die Rechtfertigungslehre, die betone, „dass Gottes Liebe bedingungslos allen Menschen gilt.“ Die Reformation bildet die Grundlage dafür, dass

sich viele Frauen an der Neugestaltung von Lehre und Leben in Kirche und Staat beteiligen.

Das 3. Oldenburger Frauenmahl soll zu der Sichtweise beitragen, dass letztlich jede Kirche immer wieder der Reform bedürftig ist und die Perspektiven der Frauen berücksichtigt werden müssen. Das Format der Tischrede lehnt sich an die Praxis im Hause Luthers an: Luther gelang es in seinen Tischreden, Theologie und Alltag überzeugend zusammen zu bringen.

Die sieben Tischreden zum Thema Kirche und die Eine Welt:

Annette-Christine Lenk, theologische Oberkirchenrätin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg, ist Kirchenfrau mit Leib und Seele. Für sie muss die Kirche „strahlen wie ein Diamant in der Wüste. Das Evangelium, unser Glauben, das ist ein großer Schatz, den wir nach außen bringen müssen.“ (Die ausführliche Tischrede von Annette-Christine Lenk finden Sie auf den Folgeseiten abgedruckt.)

PD. Dr. Cordula Weißköppel, Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft der Universität Bremen, ist Expertin für die Zusammenhänge zwischen Migration und Religion in EU-Einwanderungsländern.

Aktuell nimmt sie eine Vertretungsprofessur am Seminar für Ethnologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg wahr. Die Rednerin warf aus kultureller Sicht einen inspirierenden Blick auf unsere Gesellschaft und zeigte unterschiedliche Positionen auf. „Sich für Mitmenschen und die ganze Welt zu engagieren, beschäftigt aktuell viele Menschen.“

Auf der anderen Seite würden die Stimmen lauter, dass das Maß der Zuwanderung überschritten werde. Menschen die hier schlecht gestellt seien, hätten das Gefühl, zu kurz kommen. „Es geht um Verteilung.“

Die Rednerin nannte die Kategorie des „Weißseins“ und stellte die Frage, worin eigene Privilegien bestehen. Deutlich machte sie, dass wir uns in erster Linie um unsere Nächsten in der unmittelbaren Umgebung kümmern und uns in unserer Gesellschaft nach Interessen zusammenschließen. „Liebe deinen Nächsten“ beziehe sich jedoch nicht nur auf unser unmittelbares Umfeld, sondern zeige sich im Einsatz für die, die der Hilfe bedürfen. Diese von Nächstenliebe getragene Unterstützung und Zuwendung sollten auch die Zugewanderten erfahren.

Dr. Cornelia Johnsdorf, Beauftragte für den Kirchlichen Entwicklungsdienst der evangelisch-lutherischen Landeskirchen in Braunschweig und Hannovers, arbeitet gezielt an der Förderung des entwicklungspolitischen Bewusstseins in Kirchengemeinden und kirchlichen Einrichtungen.

Ihr Blick über den Tellerrand führte die Zuhörenden nach Pakistan und die problematische Situation der Frauen dort. Pakistanische Frauen, die arbeiten wollen, brauchten sehr viel Mut. Selbst wenn Gesetze geändert würden, wirkten Gewohnheitsrechte viel stärker.

In ihrer Arbeit mit ausländischen Studentinnen erlebe sie, in wie vielen Ländern Frauen unter patriarchalen Strukturen leiden. Das zu ändern braucht Bewusstsein.“

Auch Frauen in Deutschland hätten sich Gleichstellung erkämpfen müssen. Doch im Unterschied zu der südlichen Welt könnten Frauen hier öffentlich diskutieren und auftreten. „Ich möchte Sie ermuntern, weiter zu geben, dass die individuelle Freiheit ein selbstverständliches Lebensgefühl ist.“

Jedoch würden Ausländerinnen, die in ihr Land zurückgehen, das sehr schwer leben können. Für Frauen seien Eigenständigkeit und finanzielle Unabhängigkeit wichtig, um selbstverantwortlich zu leben. „Das ist eine wichtige Aufgabe für unsere Töchter und Enkelinnen und braucht unsere Aufmerksamkeit in der nächsten Zeit.“



Die Rednerinnen und Veranstalterinnen des Frauenmahls 2016 im Lambertus-Saal der St. Lamberti-Kirche in Oldenburg, Foto: Bärbel Romey

Nigar Yardim, Muslimische Theologin und Erziehungswissenschaftlerin aus Duisburg, Mitglied der Islamkonferenz, engagiert sich, damit Familien unterschiedlicher Nationen ihre gemeinsamen Probleme und Interessen erkennen, um gemeinsam zu einem friedlichen Miteinander beizutragen.

„Wie können wir uns von Glaubens- und Lebenserfahrungen anderer Menschen bereichern lassen?“ Sie habe erfahren, dass gelebte Religiosität echte Menschenliebe sei. Authentizität und Leben, das konsequentes Handeln beinhaltet, sei ein Zeichen von gläubigen Menschen und dies habe sie bei vielen Christinnen und Christen erlebt. „Was können wir zur Globalisierung beitragen? Wir müssen einen kritischen Blick auf Globalisierung werfen und Ungerechtigkeit aufdecken. Wo Glaube sich im Handeln ausdrückt, gewinnt Glaube an Glaubwürdigkeit. Gemeinsam unsere Geschichten und Erfahrungen auszutauschen und zu schauen, was wir voneinander lernen können“, ist ihr Wunsch. „Ich habe viele Erfahrungen mit Christen gemacht und bin dankbar dafür.“

Sabine Schicke, Stv. Leiterin der NWZ-Stadtredaktion Oldenburg, engagiert in der Bundeszentrale für politische Bildung und ist interessiert am kirchlichen Geschehen und an Frauenthemen.

Sie nahm die Zuhörenden auf eine imaginäre Zeitreise mit ins Jahr 1999, als durch das „Bombardement im Kosovo der Krieg nach Europa zurückkehrte.“ Sie erinnerte sich an eine tiefgehende Begegnung mit einer fünfköpfigen Familie aus dem Kosovo, die mit dem Bus nach Blankenburg gebracht wurde. Die Stärke dieser Familie, besonders die der Mutter, hatte sie tief beeindruckt.

Heute beobachte sie Frauen in Oldenburg, die sich stark einsetzten. „Meine Hoffnung ist es, dass mehr Menschen dem Beispiel folgen.“ Beispielhaft empfand sie die Arbeit der ehemaligen Integrationsbeauftragten der Stadt Oldenburg, Dr. Ayça Polat. Auch den Einsatz der Pastorin Anja Kramer und ihres Teams der Martin-Luther-Kirche hob sie hervor.

Kirche könne eine Heimat für Geflüchtete sein. Was Kirche für mehr Gerechtigkeit tun könne, sei, gerechte Löhne zu zahlen und Heimat für geflüchtete und alle Menschen zu sein. Die Rednerin zitierte Wolfgang Thierse, Bundestagspräsident a. D., der kürzlich in Oldenburg war: „Die Menschen, die zu uns kommen, sollen heimisch werden in unserem Land, und die Heimischen sollen nicht fremd werden im eigenen Land.“

Prof. Dr. Ursula Rudnick, Beauftragte für Kirche und Judentum der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers, verfolgt das Ziel, die Vielfalt biblischer Stimmen in den Auslegungstraditionen von Judentum und Christentum zu Gehör zu bringen.

„Ich verlobe dich mir auf ewig; ich verlobe dich mir um Gerechtigkeit und Recht, um Liebe und Erbarmen“, dieser Bibeltext werde täglich von Juden beim Morgengebet gesprochen „und es ist so, als würdest du jeden Tag Gott heiraten.“

Dieser Satz verheiße der ganzen Schöpfung einen Bund und bedeute, es werde Versöhnung unter den Menschen geben. Der Begriff der Gerechtigkeit spiele in der Ökumene eine wichtige Rolle. Die Vorstellung der Bibel von Gerechtigkeit bedeute, dass auf der Welt der Wille Gottes zum Tragen komme. Heute heißt das: solidarisches Verhalten, Bildung für alle, Gleichheit und Vermeiden von Armut.

Der biblische Maßstab von Gerechtigkeit sei sehr hoch und noch nicht erreicht. „Ich verlobe mich“ meint die Bereitschaft, sich jeden Morgen für Recht

und Barmherzigkeit einzusetzen. Lassen wir uns davon inspirieren.“

Edda Bosse, Präsidentin der Bremischen Evangelischen Kirche, ist es wichtig, aktiv in ihrer Domgemeinde mitzuarbeiten und Menschen für die Kirche zu gewinnen. *(Die ausführliche Tischrede von Edda Bosse finden Sie auf den Folgeseiten abgedruckt.)*



Die Musikerinnen Hildegard Kluttig (links) und Barbara Andrea, Foto: Bärbel Romey

Ein gelungener Abend mit vielen Facetten

Über die Tischreden, ihre Aussagen und Vielfalt zeigten sich die Frauen an den Tischen begeistert und diskutierten lebhaft über die Inhalte. Die Musikerinnen Barbara Andrae und Hildegard Kluttig begeisterten zwischendurch mit einigen musikalischen Einlagen, sie präsentierten Folkmusik aus Skandinavien und Klezmer-Musik aus Israel.

Für das sehr leckere Sieben-Gänge-Menü, die Getränke und Weine sorgte die Ev. Krankenhaus-Service-Gesellschaft mit gekonnter Unterstützung von acht Schülerinnen des Graf-Anton-Günther-Gymnasiums im Service.

Frauenmahle deutschlandweit und in den Nachbarländern

In ganz Deutschland und in den Nachbarländern wird zu Frauenmahlen eingeladen. Die Einladungen kommen von Gemeinden, Kirchenkreisen und EKD-Einrichtungen. Auch auf den Evangelischen Kirchentagen bis 2017 sollen Frauenmahle stattfinden. Als Veranstalterinnen schließen sich meist (Frauen-) Bildungseinrichtungen aus Kirche und Gesellschaft zusammen, aber es gibt auch viele ehrenamtliche Organisatorinnen.

Weiter Informationen: www.frauenmahl.de

Bärbel Romey

Tischrede von OKRin Annette-Christine Lenk



OKRin Annette-Christine Lenk, Foto:
Bärbel Romey

Sehr geehrte Damen, liebe Schwestern,

Wir sind Getriebene und Vertriebene. Viele glauben – und das ist eine fatale Traditions- und Interpretationsgeschichte –, dass wir aus dem Paradies Vertriebene sind. Hier ist aber Vertreibung Bewahrung. Von Vertreibung steht gar nichts in der Bibel. Aber: Das wird gepredigt, geschrieben, geglaubt. Denn wer das predigt, schreibt und glaubt, wird mit einer Macht Gottes konfrontiert, die sich Menschen zu eigen gemacht haben und machen.

Was steht in der Bibel? In der Mitte des Paradiesgartens stehen zwei Bäume: der Baum der Erkenntnis. Wer von seiner Frucht isst, wird Gut und Böse unterscheiden. Und es steht der Baum des Lebens da, wer von seiner Frucht isst, wird unsterblich sein. Gegessen haben die Menschen von der Frucht des Baumes der Erkenntnis. Nun können sie Gut und Böse unterscheiden. Das Urteilen, Verurteilen nehmen ihren Lauf.

Von den Früchten vom Baum des Lebens, um unsterblich zu werden, sollten die Menschen nicht essen – hat der Himmel, die himmlische Macht, hat Gott beschlossen. Vor der Versuchung, unsterblich werden zu wollen, sind wir bewahrt geblieben. So sind wir nicht aus dem Paradies Vertriebene, sondern vor den Versuchungen des Paradieses Bewahrte. Die Bewahrung ist eine Einschränkung der Freiheit des Menschen, zu entscheiden, ob er sterblich oder unsterblich lebt. Darüber wäre trefflich zu reden!

Das eigene Lesen der Bibel ist die Errungenschaft der Reformation, denn das Verständnis des Wortes Gottes, das Verständnis biblischer Texte, hat neben vielen wissenschaftlichen Erkenntnissen mit meiner Biografie, mit meinem Sein und Werden

zu tun. Das ist die Freiheit eines Christenmenschen. Durch diese Freiheit ist mir ein Blick in die Welt gestattet und es ist klar: Ich habe als Christin teil an dieser Welt, an ihrem Lachen und Klagen, Hoffen und Seufzen.

Hagar, die ägyptische Magd, kommt in den Blick. Sie ist Ausländerin, Ägypterin und Sklavin. Sie lebt, arbeitet und gehorcht. Sie wird gebraucht und verjagt. Ich habe großen Respekt vor Hagar.

Wenn von den Urmüttern und Urvätern der Bibel gesprochen wird, wird sie meistens vergessen, oder besser gesagt: totgeschwiegen, ist ja bloß eine Ausländerin, eine Magd, ein Objekt zur Erfüllung der Wünsche der Herrschenden – eine fatale Geschichte nimmt ihren Lauf.

Sarah und Abraham bekommen keine Kinder. Abraham wünscht sich Nachkommen, damit, so steht es in der Schrift, er seine Habe an seine Nachkommen vererben kann. Eine Instrumentalisierung der Ungeborenen! Sarah will den Wunsch ihres Mannes erfüllen, kann es aber persönlich nicht. Da ist das Objekt Sklavin doch gut genug.

Sarah gibt sie Abraham, damit er mit Hagar, der Sklavin, Kinder zeugt. Und er tut es. Hagar wird schwanger. Sarahs Seele kann die Konsequenzen ihres eigenen Handelns nicht ertragen. Sarah schickt Hagar in die Wüste. Abraham bleibt bei Sarah.

In der Wüste, so wird erzählt, wendet sich Gott Hagar und ihrem Ungeborenen zu. Er verspricht – und er wird es halten – dass er sich ihrer annimmt. Dann geht Hagar zurück zu ihren Peinigern, bringt ihren Sohn Ismael zur Welt. Und wieder wird sie vertrieben in die Wüste. Diesmal stattet sie Abraham wenigstens mit dem Nötigsten aus. Das wird nicht genügen. Bald ist in der Wüste das Wasser alle, und Hagar sieht ihren Sohn Ismael dürsten, leiden, fast sterben. Und wieder ist es Gott, der sich ihrer und ihres Kindes annimmt: ein Brunnen in der Wüste rettet beiden das Leben. Ismael wird Bogenschütze, dann verlaufen sich die Spuren der beiden in den biblischen Erzählungen. Es gibt einen Nachtrag: Sarah und Abraham werden einen Sohn bekommen: Isaak. Und dann wird Abraham aufgefordert, seinen ersten Sohn zu opfern. Nur wer Hagar und Ismael nicht vergessen hat, wird jetzt stutzig. Wer ist der erste Sohn? Es bleibt Ismael.

Es ist längstens an der Zeit, von Hagar als von unserer Urmutter zu reden. Unsere Urmutter Hagar

ist eine Ausländerin. Wir haben einen „liederlichen“ Stammbaum. Hagar hat eigene Wurzeln, eine eigene Tradition und sie bewahrt das Leben. Hagar macht uns reich. Natürlich würde ich sie gern fragen, warum sie gedient hat, warum sie sich zum Fortpflanzungsobjekt hat machen lassen. Natürlich wüsste ich gern, ob sie ihre Religion leben konnte (als Sklavin sicher eher weniger). Ich kann sie nehmen, so wie sie ist. Ich muss meine Maßstäbe an sie nicht anlegen, sie ist mir vorausgegangen, ich bin dankbar für Hagar, eine unserer Urmütter, und ich bin stolz, sie als Ge- und Vertriebene in meinem Stammbaum zu wissen.

Ein Blick auf unseren „Stammbaum“ nach biblischen Texten verrät, aus wie großer Verschiedenheit unsere „Urmütter und Urväter“ kommen: aus verschiedenen Kulturen, mit verschiedenen Lebensentwürfen und mit verschiedenen Glaubensauffassungen.

Viele Ausländerinnen und Ausländer werden als Menschen beschrieben, die eine eigene und bedeutsame Geschichte in ihrem Glauben an Gott haben. Es ist gerade nicht die Gleichheit, sondern die Unterschiedlichkeit der Kulturen, der Lebensentwürfe, der Glaubensauffassungen und der Glaubensäußerungen, die bereichern, bewahren davor, in Falsch und Richtig zu sortieren, solange sie dem Leben und dieser Welt dienen.

Natürlich braucht jede Frau und jeder Mann Raum und Halt, ihren und seinen Lebensentwurf zu leben, ihre und seine Glaubensauffassungen zu teilen. Diesen Raum zu gewähren und den Raum anderer zu schützen ist für mich der Inhalt des Wortes: Respekt. Die Unterschiedlichkeit von Kulturen, Lebensentwürfen, Glaubensauffassungen machen Mut, den eigenen Lebensentwurf zu leben und die eigene Geschichte mit Gott zu leben. Sie fordert heraus, andere Kulturen, Lebensentwürfe, Glaubensauffassungen zu respektieren. Einander die Zeit zu bieten, zu sehen, zu hören und zu schmecken, den Blick in die Augen des fremden Gegenübers zu wagen, sich fragen zu lassen und Fragen zu stellen zum Sein und Werden, ohne zu be- und verurteilen, solange jede und jeder dem Leben dient.

Wenn solche Gedanken im Gedenkjahr der Reformation besonders breiten Raum erhielten, dann können wir gern von Globalisierung reden und davon, dass es nur und Gott sei Dank immer

noch die eine Welt gibt – was schon Wunder genug ist!

Annette-Christine Lenk

Tischrede von Edda Bosse



Edda Bosse, Foto: Bremische
Evangelische Kirche

Liebe Gastgeberinnen und Mit-Gäste am heutigen Oldenburger Frauenmahl!

Als siebte und letzte Rednerin darf ich eine Geschichte erzählen. Nehmen Sie es als Gute-Nacht-Geschichte für den Heimweg oder als Dank-Geschichte an die Ausrichterinnen dieses besonders schönen, inspirierenden Abends oder denken Sie an die bedeutungsträchtige Zahl Sieben aus Bibel, Märchen oder Mythos. Es wird meiner Erzählung aber kein: "Es war einmal" vorangestellt sein und damit in den tiefen Brunnen der Vergangenheit geschaut, sondern quicklebendige Gegenwart geschildert, die verbunden ist mit ganz viel Hoffnung auf Zukunft in Geschwisterlichkeit.

Ich war in Afrika. In diesem Jahr im April reiste ich mit dem Generalsekretär der Norddeutschen Mission und Vertretern der Reformierten Kirche – der Oldenburger Bischof konfirmierte seine Tochter und konnte dieses Mal nicht mitkommen – nach Ghana und Togo. Die evangelisch/presbyterianischen Kirchen beider Länder sind Partnerkirchen der Norddeutschen Mission, schon seit langer Zeit in einer sehr wechselvollen Geschichte.

Togo war unsere zweite Station. Das einwöchige Programm mit Konferenzen, Gesprächen, Begegnungen und Projektbesichtigungen war täglich vollgepackt, vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang, der ja zwischen halb sieben und sieben Uhr abends sehr schnell geschieht. Der Tag geht, die Nacht kommt – dazwischen gibt es keine Dämmerstunde, in der das Gewesene sich in mildem Licht langsam verabschiedet, Farben und Kontraste sanft ineinander übergehen und das Tempo aller Aktivitäten sich allmählich reduziert.

Darum ratterte und schaukelte unser Toyota Van auch in rasanter Fahrt über die rotsandige Piste von Schlagloch zu Schlagloch durch die Savanne, ließ unsere Köpfe gegen die Decke knallen und die Knochen im Gerippe klappern. Denn wir wollten vor Einbruch der Nacht unbedingt noch Messiwobe erreichen, wo eine Gruppe von Männern und Frauen einen Gemüsegarten geschaffen hat. Wir hatten den Besuch versprochen und sie warteten auf uns – das Versprechen mussten wir halten. Ein kleines Projekt, keine Schule, kein mittleres Unternehmen, keine Brunnenbohrung oder Medizinstation, nein, eine kleine dörfliche Initiative mitten im Nirgendwo. Und wir waren spät dran.

Wir stoppten vor der Brücke über einen Fluss. Wie darüber kommen? Die Straße war unterhöhlt und ausgewaschen, ein paar zusammengelegte Stöcke versprachen keine stabile Unterlage für ein Auto. Wir stiegen aus und balancierten rüber. Und da standen sie schon – ein bisschen besorgt und mit der vorweggenommenen Enttäuschung, dass wir nicht mehr auftauchen würden: junge Frauen und Frauen mittleren Alters, ein paar Kinder hüpfen drum herum; Männer, jünger und etwas älter. In einem Korb gackerte ein Huhn. Und mit etwas Abstand zur erwartungsvollen Gruppe, eine ganz Alte, die sich auf einen Stock stützte und ein ebenso alter Mann, zahnlos, dürr, mit dünnem Bart und einem Hut auf dem Kopf.

Während die Gruppe sich bei unserer Ankunft sofort in einen Jubelchor verwandelte, uns die Hände schüttelte, und bonjour, bonjour und merci merci rief, uns nötigte unsere Schuhe auszuziehen und aus dem Gebüsch Gummistiefel hervorzauberte, tanzte und sang und uns dabei auf einen schmalen Pfad durchs Gebüsch lotste, standen die beiden Alten regungslos und mit einer ehrfurchtgebietenden Würde, die mich sofort tief beeindruckte, da und sahen uns an. Mit Abstand schlossen sie auf und folgten in ihrem eigenen Takt.

Aus dem Buschwerk heraustretend erschloss sich uns eine weite beackerte und bebaute Fläche, von Laubbäumen umsäumt und einen weiten Blick auf das leicht ansteigende Gelände frei gebend. Da standen plötzlich dicke Kohlköpfe in perfekten Reihen im fetten Boden, da sah man feste, erntereife Salatköpfe – „et voilà les aubergines, le paprika, regardez, les tomates“ – wurden unsere Blicke geleitet. Oben weiter versuchten sie es gerade mit Gewürzen: Ingwer, Pfeffer und auch Peperoni oder Okra gediehen hier gut.

Zwischen den Laufpfaden der Beete liefen die Frauen und Männer, die sich in diesem Projekt zusammengetan hatten und erzählten, gestikulierten, sangen und ihre Augen blitzten vor Stolz. Denn sie spürten unsere Bewunderung und unser Erstaunen, unsere Mit-Freude – eben waren wir stundenlang durch Sand und Dürre gefahren und nun dies! „C'est un Jardin du Paradis“ entfuhr es mir, ein Paradiesgarten. Was habt ihr hier mitten in der Wildnis gemacht? Das Dorf lag nicht weit entfernt, das Land, das sie bebauten, war kircheneigenes. Die Kirche hatte es zur Verfügung gestellt, beim Roden und Urbarmachen geholfen und die Dorfgemeinschaft hatte es zum Gemüsegarten gemacht, der dem eigenen Bedarf diente. Endlich frisches Gemüse, endlich der Mangelernährung vorbeugen, endlich den Kindern zum Wachstum das geben, was sie benötigen.

Und es wuchs mehr daraus. Der nahe gelegene Fluss ermöglichte eine kontinuierliche Bewässerung, die Pumpe bezahlte die Norddeutsche Mission. Die guten Wachstumsbedingungen ermöglichten plötzlich mehrere Ernten im Jahr – das Dorf würde über den eigenen Bedarf hinaus Gemüse verkaufen können auf den umliegenden, dennoch weit auseinanderliegenden Märkte. Vitaminreiches,

gesundes, biologisch angebautes Gemüse. Aber zu Fuß nicht zu erreichen. Ein Fahrzeug wäre nötig. Ein kleines dreirädriges Fahrzeug mit großer Ladefläche wäre vonnöten, ein Töff, Töff, wie die Experten sagen. Sie würden ihr Gemüse verkaufen können und damit Geld verdienen – Geld, das sie für die Reparatur ihrer Häuser gebrauchen können, für Möbel und Geräte, für den Schulbesuch ihrer Kinder ... für so Vieles!

Ich spürte in diesem Augenblick: Dieser Jardin du Paradis, das ist DEIN Projekt, das ist DEINE Brücke nach Afrika, das ist jetzt DEINE Mission – für diese Geschwister in Christo, für ihren Fleiß, ihre unbändige Energie, ihren Glauben an ihre Zukunft, ihr Recht auf Teilhabe – als unsere gemeinsame Verantwortung für diese Welt. Und ich sah die beiden Uralten, die am Rand des Feldes standen, mit großer Stille dem Trubel zusahen und dem Ganzen aus den Augen ihren Segen gaben.

Die Gesichter der Gärtnerinnen und Gärtner, ihre tiefe, unbändige Freude an dem, was sie uns zeigten, das Ergebnis ihrer Überlegungen, ihrer gemeinschaftlichen Entscheidungen und ihrer Hände Arbeit, die dicken Kohlköpfe und die herrlichen Tomaten haben mich bis heute nicht losgelassen. Liebe Damen, es geht nicht mehr um Entwicklungshilfe, sondern um das Einstehen und Dankbarsein für diese Schöpfung – auf Augenhöhe.

Im Sommer hatte ich Geburtstag und lud meine Familie und viele, viele Freundinnen ein. Ich habe von Afrika erzählt und vom Paradiesgarten und wir haben das Motor-Dreirad zusammengesammelt. Vielleicht ist es jetzt schon unterwegs nach Messingwobe in Togo – in Einzelteilen. Die Männer möchten es selbst zusammenbauen, damit sie genau wissen, wie alles zusammengehört – Reparaturen gibt's immer. Dies ist eine Geschichte von der Reformation und der Einen Welt und zugleich eine Geschichte vom Sichtbarwerden der bedingungslosen Liebe Gottes.

Vielen Dank!

Edda Bosse